

Die Zeitschrift

Nr. 46

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

XII.

Als der Sommer zu Ende ging, kamen zwei Briefe ins Haus. Zuerst dieser:

„Lieber unglücklicher Bruder! Es hat lange gedauert, bis ich Deinen Brief nun beantworte. Aber ich wußte nicht, ob es Deine Frau gestatten würde. Du Armer hast ja wohl in Deinem Hause nichts mehr zu sagen. Jetzt wage ich es und schreibe aus Mitleid mit Eurem Kinde. Es zieht also mit einem wildfremden Menschen auf der Landstraße umher?! Jeremias, wie konntest Du das zugeben! Der Junge wenigstens muß gerettet werden! Er muß, hörst Du?! Ich habe schon mit dem Rektor des Realgymnasiums gesprochen; er will ihn zum Oktober aufnehmen, wenn ich für das Schulgeld und für anständige Kleidung Sorge. Ich habe es versprochen. Sorge Du dafür, daß er Anfang September hier ist. Badet ihn aber vorher! Laßt ihm die Haare schneiden und ihn auch im Anzug nicht wie ein Stromer ankommen. Seine kleine schmutzige Seele hoffe ich dann reinzukriegen. Es grüßt ihn und Dich herzlich Deine Schwester Dora.“

P. S. Dein Nachfolger ist wegen betrügerischem Bankrott verhaftet worden. Gottes Mühlen mahlen langsam usw.“

Jeremias brannte der Kopf, als er diesen Brief gelesen. Alles Vorhergehende verschlang das Postskriptum. „Also hat es ihn doch getroffen,

Trudel Unrecht Gut gedeihet nicht! Sieh hier!“ Er zitterte vor Aufregung. Sie las. Was den

ganzen Brief und reichte ihn ruhig zurück. Ein kaum merkbares Neben lief durch ihre Fingerspitzen, als sie auf den Satz von der kleinen schmutzigen Seele zeigte: „Was soll das, 'mias? Wie kommt sie dazu?“ Er studierte den Satz einige Male, schüttelte den Kopf. „Du mußt es nicht tragisch nehmen, Trude. Sie schreibt da so etwas hin; aber wie entgegenkommend ist sie im übrigen! Das kannst Du nicht leugnen. Es ist ein starkes Pflicht- und Verwandtschaftsgefühl in ihr wie in allen Lattenbachs.“

„Du kennst meine Meinung, 'mias.“

„Ja. Und ich will mich an Dein Wort halten. Jeremi soll selbst entscheiden. Noch heute schreibe ich an ihn.“

Er tat es. Aber sein Brief ging an einem anderen vorüber, der ihm entgegengekommen war. Friedrich hatte ihn geschrieben, und er war nicht an Herrn, sondern an Frau Lattenbach adressiert und lautete:

„Hochgeehrte Frau Gertrud! Mir ist das Briesschreiben immer eine harte Arbeit gewesen. Aber dieser ist der aller-schwerste. Wie werden Sie es nur aufnehmen? Ich habe hoch und heilig geschworen, auf das kleine Wiesel aufzupassen und ihn gesund an Leib und Seele wieder zu Ihnen zu bringen. Und nun? Krank ist er ja nicht, nein. Im Gegenteil: so gesund wie ein Fisch im Wasser. Aber er macht



's Rofele. Nach einer Zeichnung von Fritz Reiß.

Seitenpflanze. Er hat sich immer viel mit der Turnerei abgegeben und war gelenkig wie ein geölter Windsaden. Dagegen konnte ich ja nichts tun. Und daß er am liebsten mit den Gymnastikern umging, das war doch nicht zu ändern. Nun wollte ihn der Direktor einer Truppe engagieren und dann sollte er mit ihnen mitfahren. Ich hab's ihm verboten und hab ihn schließlich in den Wagen gesperrt. Ja, daß ich nur gleich die ganze Wahrheit sage: er ist durch's Fenster gegangen und auf und davon! Jetzt schwimmt er wohl schon auf dem großen Wasser. Denn die Truppe wollte nach Amerika. Liebe Frau Trude! Sie werden fürchterlich böse auf mich sein! Und Ihr Mann erst! Ich kann mich wohl gar nicht mehr vor Ihnen blicken lassen. Das beiliegende Schreiben hat er für Sie zurückgelassen. Ich bin ganz unglücklich, Friedrich."

Aus einem Schreibhefte stammte das ausgerissene Blatt:

"Liebe einzige gute Mutter! Lieber Vater! Vergebt es mir, wenn ich Euch betrübe. Der Direktor sagt, ich würde in einigen Jahren der berühmteste Artist sein. Er will mich ausbilden. Ich habe große, große Lust dazu. Wir fahren nach Amerika. Von dort schreibe ich. Onkel Friedrich war sehr gut zu mir, aber halten konnte er mich nicht. Es küßt Euch in Eile Euer Sohn Jeremi."

Frau Trude las den Brief zum zweiten, zum dritten Male. Sie faltete ihn zusammen, steckte ihn in das Kuvert und sah schweratmend vor sich hin.

Ihr nächster Blick ging aus dem Fenster. Zum Garten. Er grub dort in der Sonne an einem Beet. Er wußte noch nichts von diesem Brief; sie konnte ihn verheimlichen. Wie lange? Und wenn dann die Wahrheit plötzlich, ganz plötzlich über ihn kam — einmal mußte sie ja kommen —, wie würde er sie ertragen? Sie sah den gebeugten Rücken, die Brust, die bei jedem Spatenstich leuchtete, das gebräunte magere Gesicht, — jezt konnte sie es ihm nicht sagen. Sie verschloß den Brief und wunderte sich über die eigene Ruhe. Für den Jungen fürchtete sie nichts, sah nur mit einem trauernden Gefühl der Sehnsucht den Ozean zwischen sich und ihm. Ja, es stieg eine Empfindung der Erleichterung in ihr auf, wenn sie daran dachte, daß er nun sicher sei vor Fräulein Dora, vor ihren Reinigungsabsichten und dem Geist jener Leute, die im dunklen Laden mit falschen Gewichten arbeiteten und sich auf der hellen Straße abwandten, wenn sie der Frau begegneten, deren Mann im Gefängnis war, weil er einen Lumpen gezüchtigt hatte. Ja, ein Gefühl des Triumphes wallte in ihr empor. Er war frei — frei! Er würde seinen eigenen Weg schon finden. Das wußte sie.

Nur der Mann da draußen! Dieser schwer atmende eifrige Mann, der sich über seine Kräfte anstrengte, um sich und ihr abends von seiner Gesundheit zu lügen . . . der aus seinem alten, angeborenen und anerzogenen Geist heraus Pläne spann, die sich nie erfüllen konnten . . . der die Wahrheit und Wirklichkeit nicht sehen wollte . . . der das Schicksal eines Menschen in eine bestimmte, gradlinige Bahn glauben zu können . . . er würde diesen Schlag nicht ertragen.

Frau Trude sah ihn vor sich. Wie er im verflochtenen Winter auf seinem Lager geächzt! Ein Grauen packte sie. Nein, das nicht noch einmal. Und nun dachte sie an Doktor Trall. Vielleicht wußte der einen Ausweg . . .

Es fiel Jeremias nicht auf, daß Trude sich nach dem Mittagessen etwas sorgfältiger als sonst ankleidete. Nur daß sie ernst war und seiner Heiterkeit mit einem gezwungenen Lächeln begegnete, bemerkte er: „Du machst Dir Sorgen, Liebste. Um den Jungen, nicht wahr?“ Sie blickte erstaunt auf.

„Paß auf; es wird Alles gut werden. Wenn er nur erst aus diesem Bienenleben heraus ist! Du wirst es Dora noch einmal danken, Trude, glaub es mir.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten: „Sei wieder fröhlich, Liebste. Ich werde ja von Tag zu Tag gesünder — und was fehlt uns eigentlich? Nichts.“

Er faßte ihre Hände. Sie sah in diese guten trübten Augen, auf denen ein trügerischer Schein von Gesundheit schwamm, und war nahe daran, ihm zu sagen: Ja, was fehlt uns eigentlich? Jeremi wird seinen Weg gehen; laß uns den unseren in Frieden zu Ende führen in dem ruhigen Bewußtsein, daß er ein frohes Leben lebt. Denn darauf kommt es an!

Aber sie sagte es nicht. Sie küßte ihn und ging. —

Man wollte sie nicht vorlassen beim Arzt, weil die Sprechstunde noch nicht gekommen sei. Aber er hatte ihre Stimme gehört, kam heraus und ließ sie eintreten.

„Es ist schlimmer geworden. Schon?“ Er sah zum Fenster. Die Augustsonne schien warm und voll. „Bei diesem Wetter?“

„Nein. Nicht deshalb. Hier.“ Sie reichte ihm den Brief von Friedrich und das Blatt Jeremias.

Er las. Dann sah er sie lachend an: „So ein Teufelsjunge! Na, ich gratuliere Ihnen, Frau Tattenbach. Der hat keine mondlichen Träume mehr, darauf möchte ich wetten! Wie alt ist er? Noch nicht vierzehn? Und trint über's große Wasser, ein berühmter Artist zu werden! Alte Nachtigal! Der Dengel gefällt mir. Ich beneide Sie um den Jungen, Frau Tattenbach. Es ist Ihnen natürlich nicht so ganz recht. Begreif ich. Ein Mutterherz liebt in solchen Fällen die Ozeane nicht. Aber was bedeuten sie in unseren Tagen? Entfernungen? — ach was! . . .“

Er blieb vor ihr stehen, weil er sah, daß ihre Augen naß wurden. „Oder der Beruf? Gewiß, mancher hat sich das Genick bei dieser Art von Voternverb gebrochen. Andere sind grau und alt dabei geworden . . . Also nur keine Sorge. Er ist gesund. Er ist guter Dinge. Was weiter?“

Frau Trude nickte und reichte ihm die Hand. Um das alles war sie ja nicht gekommen. Aber es tat ihr ungemein wohl, den Arzt das aussprechen zu hören, was sie selber empfand und dachte.

„Mein Mann weiß es noch nicht, Herr Trall.“ Sie entdeckte ihm Jeremias' Pläne, seine Denkart und Hoffnungen. „Es ist gar keine Frage, daß es ihn fürchterlich aufregen wird. Darf ich es ihm unter diesen Umständen sagen?“

„Nein!“ Er fehrte sich schnell zu ihr. „Auf keinen Fall! . . . Das heißt —“, er sah sie fragend an, — „wenn er es nun doch erfährt? Durch irgend einen Zufall? Und richtig, er erwartet ja die Antwort auf seinen Brief. Bleibt sie aus, so wird ihn schon das beunruhigen, selbst wenn Sie alle Briefe des verheulsten Jungen abfangen würden, — was auch mal mißlingen kann. . . Wir sitzen da in einer schönen Patsche, Frau Gertrud. In einer ganz fatalen Situation.“ Er setzte sich in seinen Schreibstiel und sah zur Decke. . . „Oder ich müßte lügen.“

„Wie?“ Frau Trude horchte auf. „Was meinen Sie?“

Er zog ein mürrisches Gesicht. „Sie ahnen nicht, was unierens zusammenschwindeln muß, um die geehrten Patienten bei Laune zu erhalten. Es ist ekelhaft.“

Sie mußte lächeln.

Er stand auf und ging mit erregten Schritten auf und nieder. „Man gibt keine ganze Seligkeit zu bei dem Geschäft, Frau Tattenbach. Na, das wäre allenfalls noch zu ertragen. Man hat ja dem Teufel manches zu-

geschaut und steht sich nicht schlecht mit ihm. Aber diese armen törichtten Gesichter zu sehen, die schon dem Tode verfallen sind und in die man ein kurzes künstliches Leben hineinlügt!“

Frau Trude lächelte nicht mehr. Sie erblaßte.

Er sah es und faßte ihre Hände. „Es wird mir schwerer, als es mir je geworden ist, Frau Tattenbach — aber Sie sind eine tapfere Frau, nicht wahr? — wenn wir Ihrem Mann die Geschichte ein halbes Jahr verheimlichen könnten —“

„Mehr geben Sie ihm nicht?“

Er hörte den Schreck und sah nachdenklich zu Boden. „Man kann sich irren. Auf Jahre sogar auf Jahrzehnte. Ist alles schon da gewesen. Um es offen zu sagen: ich glaube nicht, daß Ihr Mann diesen Sommer noch erleben würde.“ Er zuckte die Achseln. Ging zum Fenster. Kam wieder zurück. blieb vor Frau Trude stehen. Hob wieder die Schultern. Dann reichte er ihr die Hand: „Ich muß e mir überlegen. Vorläufig also jedenfalls Schweigen, nur Schweigen. Keine Andeutung. Nichts. Keine Erschütterung! Seien Sie freundlich zu ihm. Sehr freundlich.“ Er nickte bedeutungsvoll, während er ihr in die Augen sah. Sie ging mechanisch hinaus, die Treppe hinab, eine große, große Angst im Herzen. Eine doppelte Angst.

Oben am Fenster stand Doktor Trall, sah ihr nach und murmelte: „Ich werde mir wieder eine schöne Lügengeschichte ausdenken müssen. Sol's der Hund!“

XIII.

Diese schwere Nebel lagerten um das kleine Haus an der Landstraße. Wenn Frau Trude morgens am Fenster stand, so ragte dicht vor ihr der Kastanienbaum mit seiner roten braunen Krone auf. Weiterhin sah sie die schattenhaften Umrisse der Obstbäume aus dem Nebel tauchen. Kam ein Windstoß, so schwannte sie hin und her, und es sah aus, als ob Menschen, dem Ertrinken nahe, die Arme ausstreckten und nach einer Stütze suchten. Aus der Kastanie flatterten die dunklen Blätter langsam an die Scheiben und legten sich auf den Fenster Sims, als wollten sie hinein, zu den Blumen, die matt, mit vertrockneten Blüten, in den Töpfen standen und nicht wußten, was sie noch auf dieser Welt sollten. Auf dieser Welt, die ringsum mit Tod und Verderben bedeckt war. Und auch die Sonne hatte es schwer, durch die graue, wogende Mauer zu dringen, um all das vergebende Leben noch einmal zu streicheln, ehe es sich auflöste in Regen und Schmutz. Dann funkelte der Kastanienbaum, an dem die Nebeltropfen wie unzählige Perlen hingen, und Frau Trude sah, wie sich langsam eine blutrote, leuchtende Linie bis zum Horizont zog. Das waren die Ahornbäume auf der Landstraße.

Aber wie bald verblaßte dies Leuchten und wurde von der Abenddämmerung verschlungen! Und dann zog es plötzlich in schwarzen, zornigen Wolken am grauen Himmel empor, verschluckte den letzten Rest des Tages und brach in kalten, dicktropfigen Schauern herunter. Der Sturm pffte durch die schlecht schließenden Türen, orgelte im Schornstein und jagte durch die Ritzen des Fensters, einen feinen Sprühregen mit her einfürend. Auf dem Dache klapperten die Ziegel. Im Garten knackte und splitterte es vom brechenden Geäst, und der Regen rauschte in den Hecken. Es ward dunkel, stockdunkel. Frau Trude zündete eine Lampe an, deckte einen dichten grünen Schirm hinüber und ging hinaus, um die Laden zu schließen. Dann klapperten auch diese. Der Sturm warf Zweige an dem Kastanienbaum gegen die Bretter und der Regen trommelte seine höhnische Melodie dazu. Das stimmte müde und erfüllte den Frohesten mit Schwermut.

(Fortsetzung folgt.)

Studententum und Volksbildung.

Von W. Ernst.

Seit einigen Jahren hört man von Zeit zu Zeit — gelegentlich in der Tagespresse — manchmal auch in akademischen Zeitschriften, öfters auch in Blättern pädagogischen Inhalts — von ganz neuen, der Tradition und Vergangenheit fremden Forderungen, die an die deutsche Studentenschaft gestellt werden, von Forderungen sozialer Art. Was sind denn die Aufgaben, die der deutsche Student heutzutage zu erfüllen hat? Wenn er, mehr oder weniger reif, die Schule verläßt, wird er mit 18–20 Jahren urplötzlich in die freie, frohe Luft der sogenannten akademischen Freiheit losgelassen. Mit dieser akademischen Freiheit ist das so eine eigene Sache. Sie bedeutet grundsätzlich, daß der Student innerhalb der Universität lernen kann, was, wo und wie er will. Zwar verlangt Vater Staat zum Examen den Nachweis, daß man gewisse „Collegia“ bezahlt hat, besuchen braucht man sie nicht, und von gewissen „Übungen“ verlangt er sogar schriftliche Beweise einer erfolgreichen Teilnahme. Aber grundsätzlich besteht Lernfreiheit. Diese Lernfreiheit beeinflusst jedoch nicht allein das Studium des jungen Akademikers, denn um sein festumrissenes Programm kommt er schon wegen der zu bestehenden Prüfungen nicht herum; viel tiefergehend wirkt der Grundsatz der Lernfreiheit auf das übrige Leben. Der Student kann sich seine geistige Beschäftigung suchen, wo er will; er kann sich außerhalb seines Studienfachs umsehen, er kann sich in Dinge stürzen, die überhaupt außerhalb der Wissenschaft stehen, wie Kunst, Politik u. a. m. Er hat nicht nur die Zeit dazu, sondern auch — was gerade so wichtig ist — die nötige Vorbildung. Kurz: der Zustand ist theoretisch einfach ideal! Theoretisch aber nur! Das beweist die Praxis leider nur zu gut. Wenn die Freiheit in der Wahl des Lernstoffs dazu benützt wird, überhaupt keinen Lernstoff zu wählen, wenn die Freiheit, den Geist in jeder Richtung zu beschäftigen, dahin ausgelegt wird, den Geist überhaupt nicht zu beschäftigen, wenn an Stelle einer vielseitigen geistigen Tätigkeit stumpfsinniges Wimmeln auf der einen Seite oder engherzige Fachsinnelei auf der anderen Seite tritt, dann kann das Universitätsleben mit der besten theoretischen Grundlage nur das kleine und kleinliche Geschlecht erzeugen, das heute die deutschen Hochschulen bevölkert oder — nicht bevölkert. Ein Blick in die Bibliotheksliteratur gibt uns recht. Ob man die schlaftrigen „Liegenden“ aufschlägt, die geschmeidigen „Luftigen“, den „verderblichen“ „Simplizissimus“ oder den bitter-spöttischen „Wahren Jakob“ — die Skarrikatur, in der sich da der deutsche Student verkörpert sieht, zeigt immer nur beschämende Linien. Es kann unter diesen Umständen nicht anders sein, als daß der deutsche Student im ganzen lieben Deutschen Reich hundertmal weniger bedeutet als sein Kollege im Ausland. Aber man nehme auch nur ein Beispiel. Wenn in irgend einem anderen Lande ein Attentat auf Kunst und Literatur verübt worden wäre, wie damals bei uns durch die lex Heinze, in welchem Land hätte sich da nicht in erster Linie die akademische Jugend erhoben, um die edelsten Güter der Menschheit zu wahren? Aber in Deutschland — regte sich die jeunesse dorée der Universitäten nicht!

Und diese Studentenschaft, die sich tagtäglich von neuem in ihren alten, geheiligten Traditionen entwickelt, soll soziale Arbeit leisten? Gewiß, ein ganz kleiner Anfang ist schon gemacht. Wie das in die Tendenzen, die das deutsche Universitätsleben beherrschen, paßt, soll an anderer Stelle gründlicher untersucht werden. Fürs erste wollen wir hier zunächst, um das

nötige Material zu geben, die erforderlichen Mitteilungen machen. Es sei schon jetzt bemerkt: Eine eingehende Darstellung ist in diesem beschränkten Raum nicht tunlich; wir begnügen uns mit einer knapp gefaßten, das notwendigste enthaltenden Schilderung, geben aber für den, der sich genauer informieren will, einige Quellen an; soweit diese Bücher und Schriften sind, ist jede größere Bibliothek im Besitz derselben; Bericht und Programm werden von den Organisationen, von denen sie stammen, gern abgegeben.

Es läßt sich denken, daß der Gedanke, die Studenten zu einer sozialen Arbeit, insbesondere zur Mitarbeit an der Volksbildung, heranzuziehen, nicht innerhalb der schwarz-weiß-roten Pfläule entstanden und gewachsen ist, daß auch in der praktischen Ausführung Deutschland nicht „voran“ war. Es war den nördlichen Staaten, England, den skandinavischen Ländern und Dänemark beschieden, die Möglichkeit der Mitarbeit der Studentenschaft an der Hebung der Volksbildung zu erweisen. (Vergl. Professor S. Hamdorff. Die akademische Jugend und die Volkserziehung. Comenius-Blätter für Volkserziehung, 1901, Heft 7 und 8, S. 101 folg.) Einen eigentümlichen Anfang nahmen die Bestrebungen in England. Im Jahre 1870, so erzählt Andreas Steenberg (bei Hamdorff zitiert), ward es üblich, daß junge Ordener Studenten ihre Ferien in der St. Judas-Gemeinde im Osten Londons zubrachten, um dort bei der Armenpflege zu helfen. Im Jahre 1882 faßte das St. Johannes-College zu Cambridge den Plan, in jenem Stadtteil eine „Universitätskolonie“ zu gründen, die aus Studenten und Kandidaten wie bisher bestehen sollte. Es wurden Geldmittel gesammelt und damit ein geeignetes Haus gekauft und eingerichtet. Die Tätigkeit, die zurzeit in dem inzwischen vergrößerten — nach dem Gründer benannten — Toybee-Hall betrieben wird, ist sehr vielseitig. Wenn wir uns allein auf die Unterrichtsfächer beschränken, erhalten wir schon ein überreichliches Menü. Vorträge werden gehalten über literarische Werke, wie Rousseaus Gesellschaftsvertrag, geographische über Ägypten, Südafrika u. a., medizinische über Gesundheitslehre, über die Leibverrichtungen; dazu kommt der eigentliche Unterricht im Zeichnen, im Deutschen; die erste Hilfe bei Unfallsfällen u. a. m.

Diese englischen Einrichtungen sind, wie Hamdorff erzählt, bereits Ende der 70er Jahre in Deutschland publiziert worden (vergl. Dr. W. Bode, Der Arbeiterfreund, 1889, Heft 2: Toybee-Hall, eine Hochschule für Arbeiter), haben aber keine Nachahmung gefunden. Als Ursache dafür bezeichnet der zitierte Schriftsteller den Umstand, daß sich in keiner deutschen Großstadt so viel „Schmutz und Elend“ finde, wie in der Viermillionenstadt (London). Das ist nur zum Teil richtig. Daß „Schmutz und Elend“ absolut nicht die Voraussetzungen für das Entstehen und Gedeihen solcher Bestrebungen sind, erweist jedoch am besten Dänemark. Seit dem Jahre 1882 besteht in diesem Lande ein Studentenbund (Studentedjambund). Zu dessen Bericht aus dem Jahre 1897 heißt es: „Was zur Gründung des Studentenbundes führte, war die Erkenntnis, daß die studentische Jugend nur einseitig sich entwickelte, wenn sie sich von den großen Geisteskämpfen, die das dänische Volk erfüllten, fernhielt. Man wünschte dem Volke näher zu kommen, um von ihm zu lernen.“ Dann heißt es wieder: „Die Jugend fühlte, daß der, welcher durch freien Zugang zu den Wissenschaften soviel von seinem Volk empfangen hat, auch dem Volke viel schuldet, und sich zum Dank eins mit dem Volke fühlen und ihm

zurückerkennen muß, soviel er kann.“ In diesen markanten Worten liegt der Gedankengang, der den ganzen Tendenzen zugrunde lag. Die Fächer, die betrieben wurden, waren: Schönschreiben, Rechtschreiben, dänischer Russisch, Rechnen, Buchführung, Deutsch, Englisch, Französisch, Mathematik, Geschichte und Geographie, Chemie und Physik, Astronomie, Gesundheitslehre, Turnen. Die Gesamtzahl der Teilnehmer betrug im Jahre 1896 995 Männer und 549 Frauen. (Man beachte das Verhältnis in den Zahlen der männlichen und weiblichen Teilnehmer und vergleiche nachher mit Deutschland! D. W.) Von den Männern waren 63,1 Proz. Facharbeiter, ein großer Teil derselben Buchdrucker. Von den Frauen waren allein 196, d. h. 35,7 Proz. Näherinnen.

Diese kurzen Angaben werden genügen, um ein Bild dieser eigenartigen Bestrebungen zu geben. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, daß neben diesem Unterricht eine Rechtsauskunftsstelle für Unbermittelte bestand; die Herausgabe von belehrenden Volkschriften und Zeitungsansätzen wurde betrieben; Museumsführungen vervollständigen das Programm.

Etwas komplizierter kamen die schwedischen Studenten dazu, an dem Werk der Volksbildung teilzunehmen. Anfangs der 80er Jahre entstand in Upsala, wo sich die größte Universität Schwedens befindet, der Studentenverband Verbandi, der sich jedoch im Anfang nur mit der Diskussion wichtiger Zeitfragen abgab. Nach einigen Jahren seines Bestehens begann er, sich mit Herausgabe belehrender Volksbücher zu befassen. Anfangs des letzten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts spaltete sich der Verband, so daß neben der alten Vereinigung noch eine zweite, „Heimdals“, bestand. Diese letztere setzte sich aber von vornherein zum Hauptzweck die Volkserziehung. Die beiden nun bestehenden Vereine waren jedoch vernünftig genug, jeden Konkurrenzstreit, der der gemeinsamen Sache doch nur schaden konnte, zu unterlassen; vielmehr suchten sie sich in ihren Aufgaben gegenseitig zu ergänzen; der alte Verband Verbandi beschäftigte sich ausschließlich mit Herausgabe von Schriften politischen, religiösen und hauptsächlich naturwissenschaftlichen Charakters; dem jungen Verband blieb die populäre literarische Behandlung der Geschichte und der Erdkunde vorbehalten. Im Laufe der 90er Jahre widmeten sich die Verbände eingehend der Gründung von volkstümlichen Bibliotheken. Bis zum Jahre 1899 hat zum Beispiel der Verband „Heimdals“ gegen 40 Volksbüchereien gegründet und mehr als 100 unterstützt. Im Jahre 1893 ging „Heimdals“ über die bisherige Tätigkeit auf dem Gebiet der Bücher hinaus, indem die Studenten mit Vorträgen in die Landgemeinden gingen. 1895 wurden sogar Abendunterhaltungen eingeführt. — Im großen und ganzen scheinen die schwedischen Studenten gegenüber ihren englischen und dänischen Kollegen sehr zurück zu sein; zum mindesten findet sich kein Anhaltspunkt dafür, daß in Schweden ein richtiger mündlicher Unterricht im Gange war. (Schluß folgt.)

✠

Moderne Kosmetik.

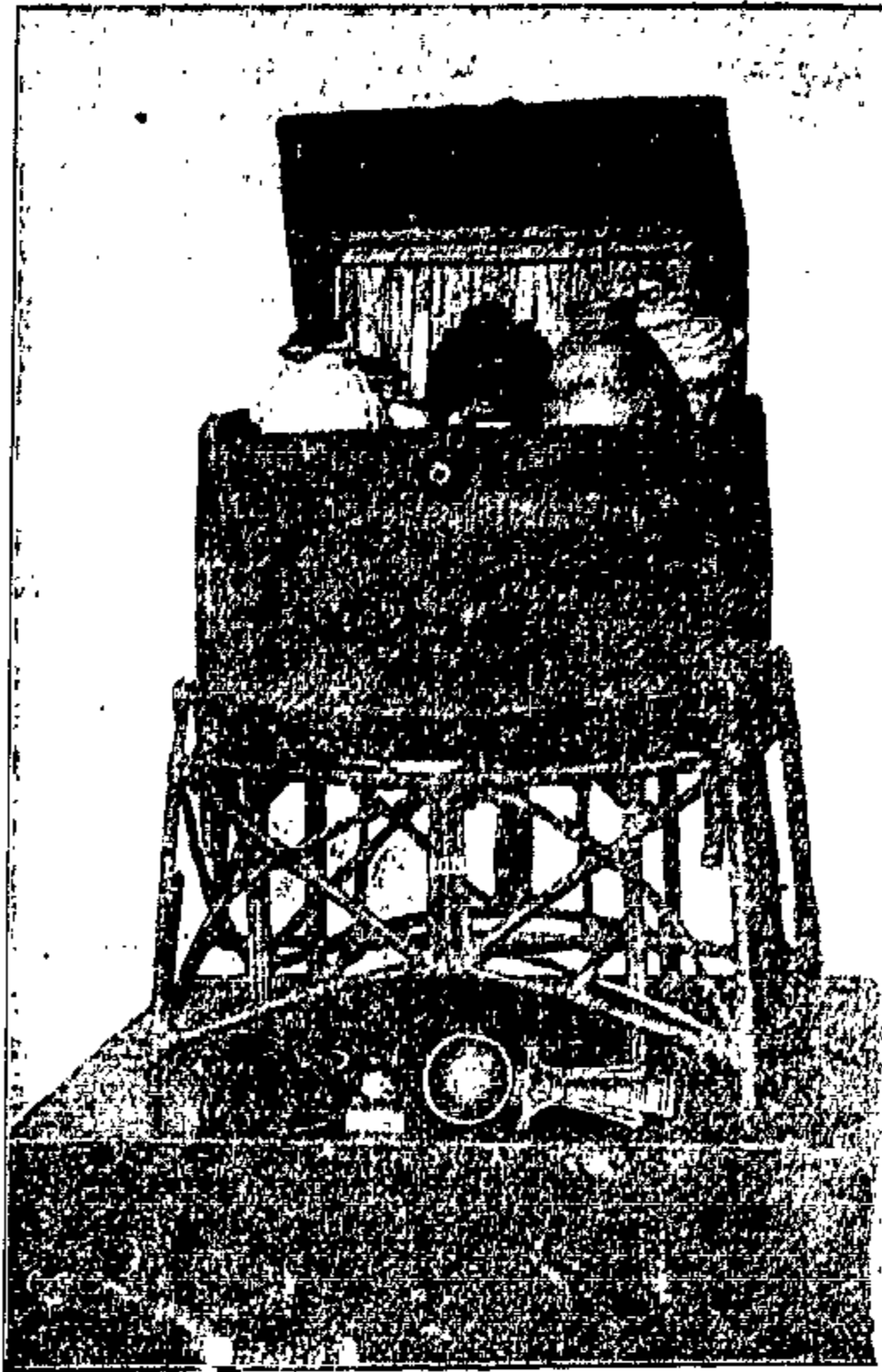
Von E. Haeger.

Wenn sich die Kosmetik als Schönheitspflege neuerdings mehr den Forderungen der Hygiene, also der Gesundheitslehre, angepaßt hat, so datiert ihr Bestehen als eigentliches Mittel zur Verschönerung irgendwelcher Körperteile, doch schon seit Jahrtausenden. Überall und zu allen Zeiten finden wir, nicht nur beim weiblichen Geschlechte, den Gang vorhan-

den, sich zu schmücken. Hier färbt man Lippen, Wangen, Augenbrauen, dort Fingernägel und Nägel. Man salbt das Haupthaar und kränfelt es nach bestimmten Regeln; man trägt künstliche Locken, wendet Wohlgerüche aller Art an; kurz, man war immer schon bestrebt, der natürlichen Schönheit durch Kunstgriffe nachzuhelfen.

So haben uns die ältesten Kulturvölker, die Ägypter, Perser und Babylonier, in den durch Ausgrabungen wiedergefundenen bildlichen Darstellungen Beweise für diese Behauptung hinterlassen. Die Pflege des Bartes spielte damals eine große Rolle. Man ließ ihn in seiner ganzen Fülle wachsen, kränfelte ihn über den Lippen und längs der Wangen sorgfältig, während der Teil unter dem Kinn regelmäßig angefrischt, seiner ganzen Länge nach geflochten und in Zwischenräumen etagenmäßig gelockt wurde.

Ähnlich war es bei verschiedenen Völkern Vorderasiens und namentlich bei den Juden der Fall. Man erhöhte den Glanz des gelockten und geringelten Haars durch Anwendung von Salben, Oelen und Essenzen. In der Bibel finden wir eine große Anzahl von Stellen, in denen von solchen aromatischen Verschönerungsmitteln die Rede ist. Ganze Karawanen brachten aus fernen Ländern Spezereien, wohlriechende Harze, Kräuter und Hölzer. Wenn ein Teil dieser Stoffe auch für den Kultus, zum Opfer- und Tempeldienst bestimmt war, so wurde doch eine große Menge für den persönlichen Bedarf verwendet. Die Schatzkammern der Könige wiesen neben einem Vorrat an Edelmetallen auch einen solchen von Spezereien und wohlriechenden Stoffen auf. Hiskia, der König von Israel, zeigte der Gesandtschaft des Königs Sardanapal von Babylon sein Schatzhaus, angefüllt mit Silber, Gold, Spezereien, kostbaren Hölzern und Del. Auflässlich des Besuchs beim Könige Salomo brachte die Königin von Saba diesem eine große Menge von Wohlgerüchen als Geschenk. Zahlreich sind in der Bibel Rezepte zur Bereitung von Salben, wohlriechendem Oele und Kräuterwerk angegeben. Die Vorliebe der Kinder Israels für alle Arten von Wohlgerüchen rührte von ihrem Aufenthalt in Ägypten, dem großen Markte für alle Arten von aromatischen Stoffen und kosmetischen Artifaken, her. Denn schon im alten Ägypten war die Kosmetik in ein raffiniertes System gebracht worden. Zahllos waren die der Toilette dienenden Gegenstände. Das Berliner Museum altägyptischer Altertümer birgt in großer Zahl solche Toilettemittel. Da gibt es Salbenschälchen und -Löffel,



Toilettekasten einer ägyptischen Königin (um 2200 v. Chr.).

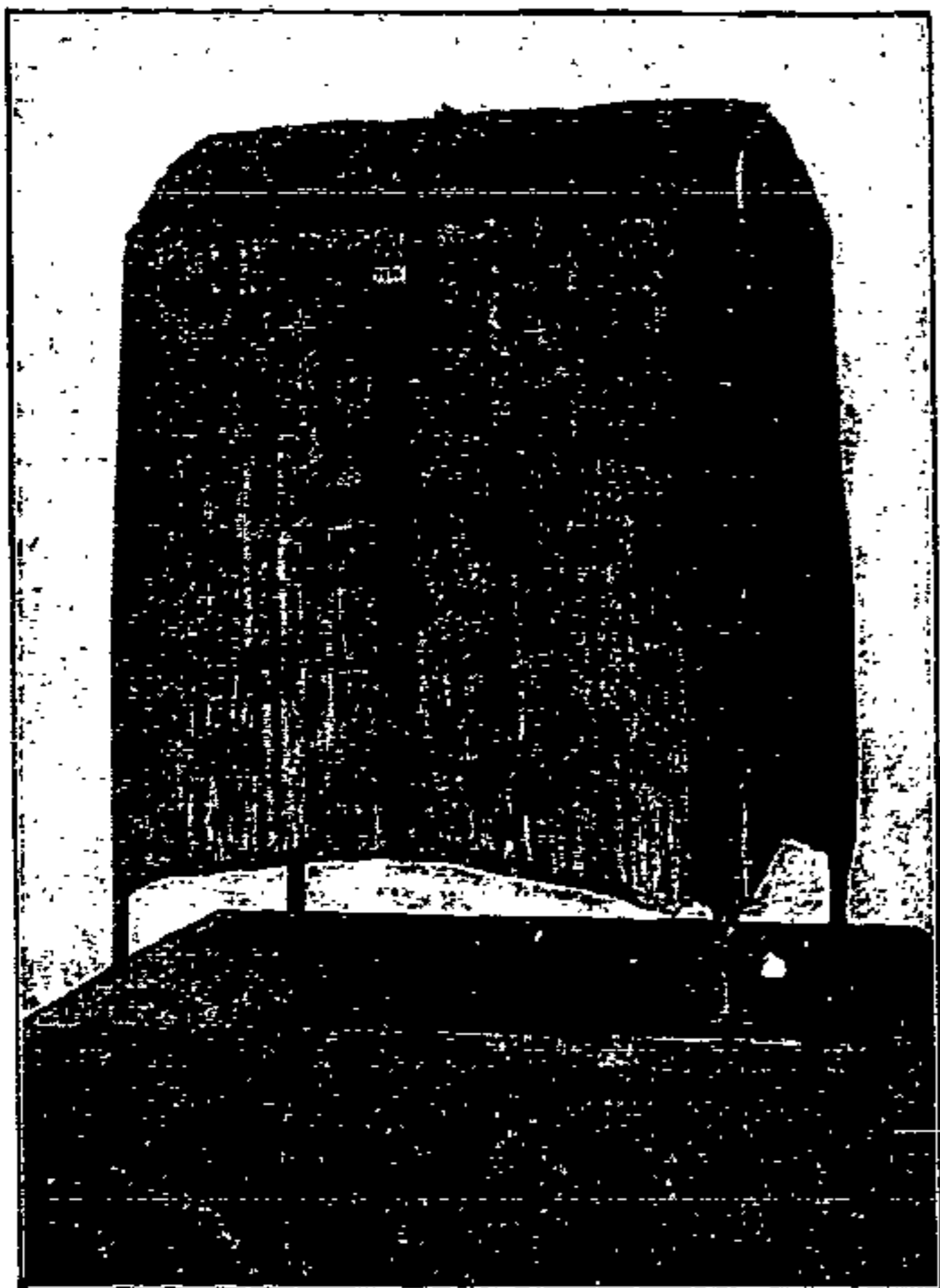
Schminkbehälter mit darin befindlichen Griffeln zum Schminken der Augenbrauen und der Wimpern. Wir sehen künstliche Haarlocken und -Frisuren. Erstere sind so gut erhalten, als ob sie eben erst gebrannt wären. Wie noch heute im Orient, färbte man die Fingernägel mittels Henna feurig rot-gelb. An Mumien findet man sogar vergoldete Fingernägel. Wir sehen in dem Museum sogar Instrumente zum Entfernen von Haaren. Ferner solche von unbekannter Anwendung, vielleicht zum Entfernen von Runzeln bestimmt, — eine an einem Stiele befestigte Elfenbeinplatte. Kurz, man kann sich angesichts aller dieser sehr gut erhaltenen Säckelchen den Toilettentisch einer ägyptischen Dame vor 4-5000 Jahren deutlich vorstellen. Vervollständigt wird diese Vorstellung durch den Anblick eines einer Königin Mentu-hotep um 2200 v. Chr. gehörigen Toilettenkastens, wie ihn unsere Abbildung zeigt. Auf einem Untersatze ruhend, in Past gearbeitet und wunderbar erhalten, zeigt der Kasten in 6 abgetheilten Fächern ebenso viele Büchsen in einer Höhe von ungefähr 10 Zentimetern. Fünf davon sind aus Malakstein, eine in Serpentin gearbeitet. Pfropfen von Papyrus sind noch vorhanden. Diese Büchsen enthielten früher Schminken, Puder, Salben. Der am Boden liegende runde gehöhlte Gegenstand ist ein Salbenlöffel mit Griff. Das zweite Bild zeigt den geschlossenen Kasten mit einem gleichfalls aus Past gefertigten Ueberzug, der auch das ganze Untergestell bedeckt. Ein massiver Schrein aus Holz mit darauf aufgetragenem Stuck schloß das Ganze ein, wie es in der Grabkammer der Königin gefunden wurde. Der eigentliche Toilettenkasten besitzt eine Länge von 25 Zentimetern, Höhe und Breite 20 Zentimeter. Die alten Griechen, die mit besonderer Vorliebe dem Kulte des Schönen zugetan waren, erreichten durch das Studium der Kosmetik beachtenswerte Erfolge. Neben ausgiebigen Leibesübungen, dem Haupterfordernis zur Erzielung schöner Körperformen, beschränkten sich ihre sonstigen kosmetischen Manipulationen allerdings in der Hauptsache nur auf reichliches Baden und darauf folgendes Einreiben des Körpers. Die Damen verschmähten aber auch die Anwendung der verschiedensten Arten von Schminken und Puder nicht, wie Gräberfunde es mit genügender Deutlichkeit dartun.

Zu einer gewaltigen Ausdehnung der Kosmetik gelangten die Römer. Mit dem üppigen Leben und Verfall der Sitten artete das Streben nach Verbesserung und Vermehrung körperlicher Vorzüge bald derartig aus, daß zeitgenössische Schriftsteller, wie Ovid, Martial, Plinius energisch dagegen auftraten. Teils mit dem Lächeln der Satire, teils in gerechter Entrüstung suchten sie dem Luxus zu steuern. Der Erfolg entsprach allerdings nicht ihren Wünschen und Anstrengungen.

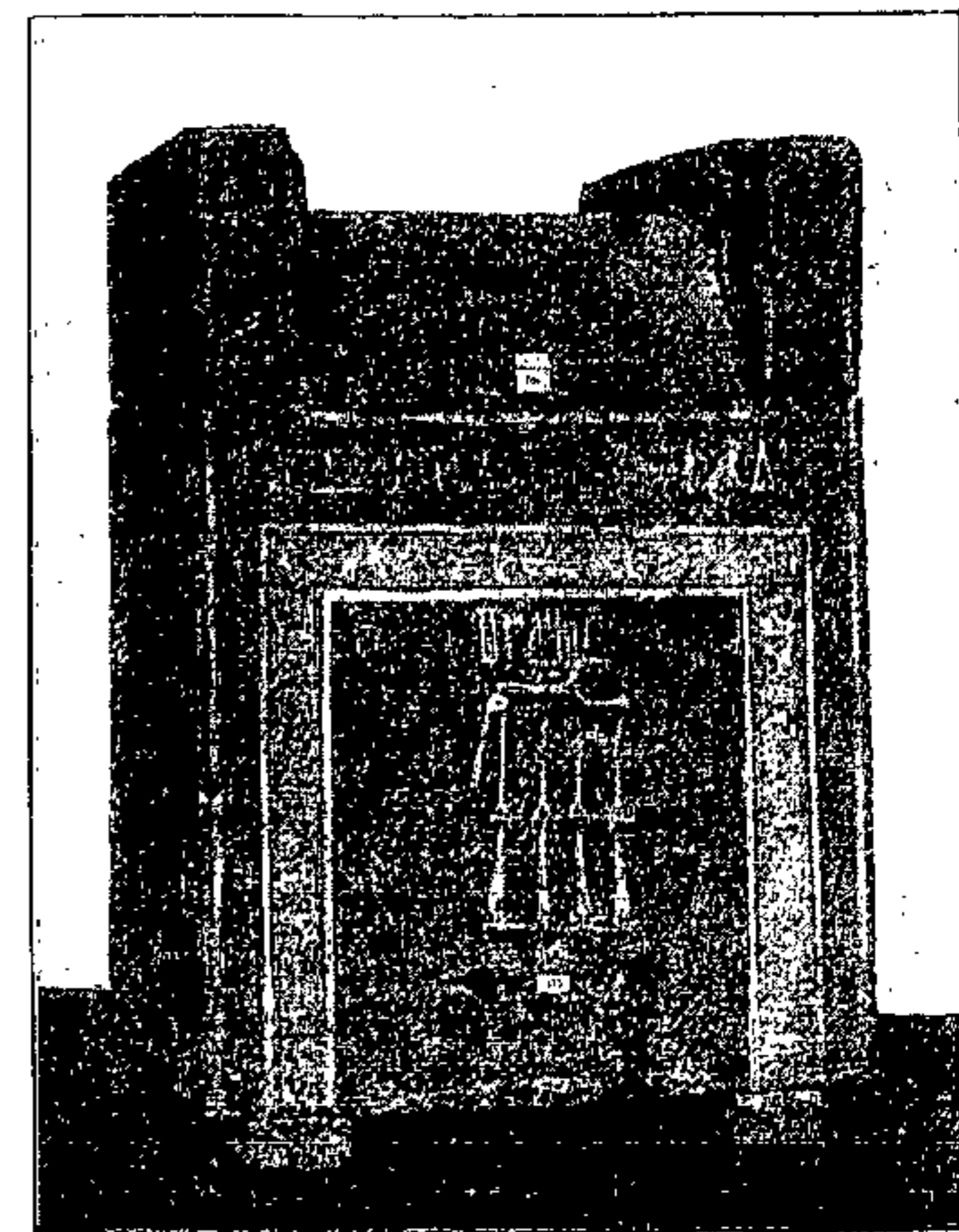
Durch die Schilderung des damaligen Lebens haben uns die Dichter Rezepte und Anweisungen für körperliche Prozeduren hinterlassen, wonach wir genau die Zusammensetzung fast aller Schönheitsmittel kennen. Die Damen verbrachten denn auch den größten Teil des Tages mit ihren Sklavinnen bei der Toilette. Mit einem Teig aus fetten Bohnen oder aus Brot und Milch wurde das Gesicht abends bedeckt. Am Morgen wurde dieser angetrocknete Brei mit Milch aufgeweicht und entfernt. Die Milch von Eselinnen war am beliebtesten. So soll Poppaea, Neros Gemahlin, auf ihren Reisen immer eine Herde von hundert Eselinnen mit sich geführt haben. Es wurden aber auch Vollkäder in Milch genommen. Ein anderer Gesichtsteig bestand aus einem Gemisch fein gemahlten Gerstenmehls, Eier, Honig, Saft von Marzillenzwiebeln und Gummi. Bei Anwendung dieser Paste strahlte nach Ovid die Haut heller und köstlicher als ein Spiegel. Die Verwendung von Schminke, Pudern, wohlriechenden Oelen ist bekannt. Letzteres wurde besonders nach dem Bade und bei Gastmählern angewandt. Nach unserem Empfinden wäre eine so reichliche Anwendung von Oelen, wie sie damals beliebt war: „daß nämlich köstliches Oel von der Stirne bis in die Augen hinabfloß“, nicht ganz angebracht.

Die Mundpflege stand gleichfalls in hoher Blüte. Mundperlen verdeckten durch ihr Aroma den im Hauche vorhandenen Weindunst. Das Haupthaar erhielt alle möglichen Frisuren und wurde mit wertvollen Kräutern aufgesteckt. Solche Kränze sind uns durch Gräberfunde vielfach erhalten. In späterer Zeit wurde das Haar oft blond gefärbt. Diese Haarfarbe kam durch die gefangenen Germanen in Aufnahme. Da die leichte Bekleidung Arme, Nacken, Beine teilweise freiließ, beseitigte man die an solchen freiliegenden Stellen sichtbaren Härchen aus sorgfältigste durch besondere Enthaarungsmittel.

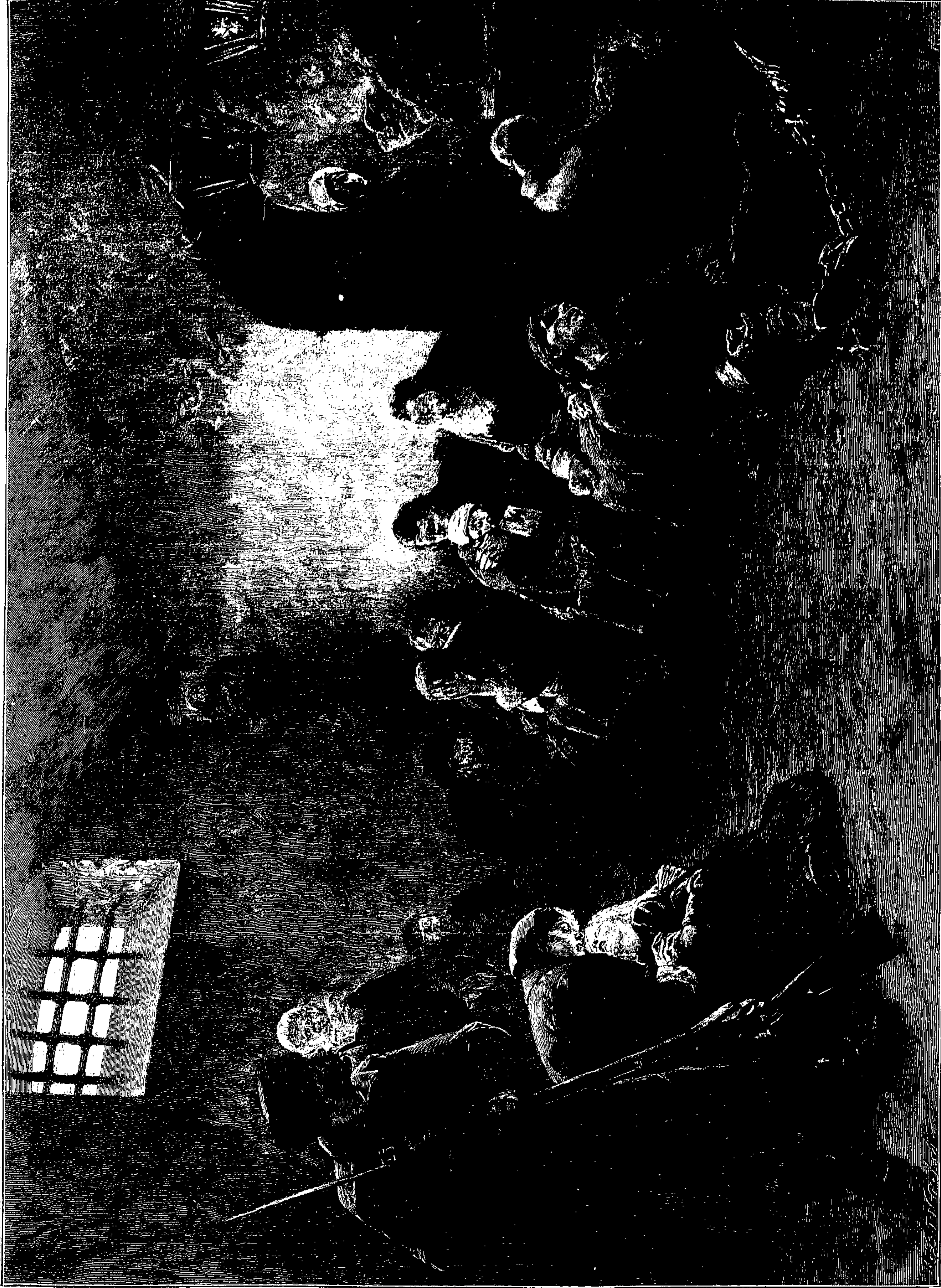
Die verschiedenen Arten der Schönheitsmittel erfuhren im Laufe der Zeiten und bei



Altägyptisches Salben- und Schminkchränkchen.



Schrein mit Toilettekasten (ägyptisch).



W. Scherfchewski: Nach Sibirien.

den einzelnen Völkern verschiedene Modifikationen. Wir sehen aus dem hier angeführten Verhalten einzelner ältester Völker, daß man dem Mangel einer natürlichen Schönheit durch mehr oder weniger passende Mittel abzuwehren suchte. Heute wissen wir, daß es Schönheitsmittel im eigentlichen Sinne nicht gibt. Während früher Schönheitsmittel — Kosmetika — angewandt wurden, um der Eitelkeit zu fröhnen und man vielfach Mittel gebrauchte, die der Gesundheit eher schädlich als dienlich waren — bleihaltige Schminken, metallhaltige Haarfärbemittel — ist heute die Kosmetik ein Zweig der ärztlichen Wissenschaft geworden. Wir verwenden heute Zahn- und Mundwasser, nicht, um einen üblen Geruch zu verdecken, sondern um die Zähne gut zu erhalten, damit durch ihr Schlechtwerden nicht erst ein übler Geruch entstehen kann. Bei schon vorhandenen schlechten Zähnen wird man der Ursache des Übels nachgehen müssen. Sind schädliche Keime diese Ursache, so werden wir ein desinfizierendes Zahnwasser anwenden, das die Entwicklung dieser Keime beseitigt oder wenigstens hemmt. Steht so die Mund-Kosmetik im Einklang mit den Forderungen der Hygiene, so kann man von einer rationellen Mund-Kosmetik, ja sogar von einer Mund-Hygiene sprechen. Ein anderes Beispiel: wir pomadieren und salben unseren Kopf nicht ein, um das Haar glänzend und festanliegend zu machen, sondern wir geben der Kopfhaut und den Haaren nur einen kleinen Fettgehalt, der nötig ist, um die natürliche Fettigkeit — etwa nach Waschungen — zu ersetzen. Eine rationelle Kosmetik läßt uns Mittel verwenden, welche die körperliche Schönheit erhalten oder Mängel derselben beseitigen sollen. Die früher angewandten Mittel dagegen nahmen auf irgendwelche Forderungen der Hygiene keine Rücksicht. Man kannte ja allerdings eine solche auch gar nicht. Man täuschte sich selbst und seinen Mitmenschen eben etwas vor. Man ging der Grundursache vieler Übel, so einer unreinen Haut, eines üblen Atems usw. nicht nach. Man verdeckte nur notdürftig die äußeren Erscheinungen des Übels, ließ es aber fortbestehen, da man es vielleicht auch nicht zu heilen verstand. Heute wissen wir, daß es durch eine rationell durchgeführte Hygiene leichter ist, Krankheiten zu verhüten als zu heilen. Unter Aufräumung vieler alter Ueberlieferungen soll es eine naturgemäße Lebensweise und damit auch eine gewissermaßen wissenschaftliche Kosmetik dahin bringen, daß die Menschheit dereinst mehr Freude und Genuß am Leben hat, als es frühere Generationen hatten.

Heute ist wenigstens das allgemeine Streben nach Bildung und Wissen doch schon in so weite Kreise gedrungen, daß ein großer Teil der Bevölkerung den wissenschaftlichen Forschungen doch nicht mehr völlig verständnislos gegenübersteht. Gerade auf kosmetischem Gebiete ist diesen Forderungen so leicht gerecht zu werden, daß sie auch von immer weiteren Kreisen leicht erfüllt werden könnten.

Wenden wir also bei der schon angeführten Kosmetik des Mundes und der Zähne. — In unserem Zeitalter der Bakterien und Bazillen wird die Wirkung eines guten Mundwassers dahin gehen müssen, bakterizide, d. h. Bakterien tötende Eigenschaften zu besitzen. Wir wissen nämlich, daß unsere Mundhöhle ein Schlupfwinkel und Aufenthaltort für Millionen dieser kleinsten Gebilde ist. Ein Mundwasser, das nun allen diesen Bakterien den Garaus macht, ist schwer zu beschaffen. Wirklich bakterizide Stoffe, wie Sublimat, sind stark giftig, andere würden die Schleimhäute der Mundhöhle zu sehr angreifen. Man muß sich daher mit Stoffen begnügen, die wenigstens desinfizierende Eigenschaften besitzen und die Vermehrung der Bazillen hemmen.

Wir alle wissen, daß an Mundwässern in Inseraten von Zeitungen und Zeitschriften ein starkes Angebot vorhanden ist. Man weiß ferner, daß alle zum Verlaufe durch Inserate angebotenen Waren, wenn es nicht besonders stark nachgefragte Konsumartikel sind, weit über ihren wirklichen Wert hinaus bezahlt werden müssen. Aber auch ohne eine derartige Aufkündigung durch das Zeitungsinsert findet gerade beim Verkauf von kosmetischen Waren eine Uebervorteilung des kaufenden Publikums statt. Nicht nur der inserierende Großfabrikant, der schon durch die beträchtlichen Inseratenspesen einen gewissen Sonderaufschlag auf seine Waren legen muß, sondern auch der Ladeninhaber scheint noch aus früheren Zeiten her die Kosmetika zu den Luxuswaren zu rechnen. Diese müssen daher einen höheren Preis bringen. Vielleicht spielt auch die etwas altertümlich anmutende Anschauung mit, daß eine Ware vom kaufenden Publikum nicht als wirksam angesehen wird, wenn sie nicht besonders teuer ist. Alle diese „Spezialitäten“, wie der Apotheker und Drogist die „abgefasten“, d. h. zum Verkauf fertigen Sachen nennen, müssen — das ist nun mal so Sitte — einen höheren Preis erzielen; und alle Kosmetika sind „Spezialitäten“. Mund-, Haarwasser usw. erhält man eben nicht in einer beliebigen Menge. Man erhält meist nur eine fertige, schon „abgefaste“ Flasche Mund- oder Haarwasser mit dem entsprechenden, nicht zu niedrig bemessenen Aufschlag. Noch einen Uebelstand bringt der Kauf von „abgefasten Spezialitäten“ mit sich. Das Publikum muß sich ganz auf die Reclame des Verkäufers verlassen. Im allgemeinen gehen wohl die Verkäufer und Hersteller soweit mit der Zeit mit, daß sie auch den Forderungen der Hygiene entsprechende Stoffe abgeben werden. Es gibt aber in jedem Fache unzuverlässige Elemente. Entspricht nun beim ersten Gebrauch das gekaufte Mittel in unserem Falle — meist wohl im Geschmack — nicht den Erwartungen des Käufers, so werden ihm bei einem gewünschten Umtausch fast immer Schwierigkeiten gemacht werden; ja, ein Umtausch wird wohl sehr oft abgelehnt werden unter Berufung darauf, daß eine solche „angebrochene“ Spezialität nicht mehr zu verwerten ist. Man hat demnach nicht immer die Gewähr, für sein teures Geld auch wirklich etwas Brauchbares erhalten zu haben. Mode und Anschauung wechseln oft bei kosmetischen Mitteln. So galt vor noch nicht allzu langer Zeit die bekannte Salizylsäure als rationelles Mund- und Zahndesinfizans. Dem Zahnschmelz soll jedoch die Salizylsäure gerade sehr schädlich sein. Salizylmündwasser wird aber heute noch vielfach verkauft. An Stelle von Salizyl ist heute Thymol getreten. Der mit seiner Zeit mitgehende Drogist wird daher auch Thymolmündwasser führen. Thymol ist ein fester Körper, der aus dem ätherischen Thymianöl gewonnen wird. Thymian ist das auch in unseren Gegenden häufig vorkommende dicht am Boden wuchernde Kraut mit rötlich-violetten wohlriechenden kleinen Blüten. Neben Lavendel und Rosmarin gehörte Thymian bekanntlich zu den Lieblingsgerüchen unserer Großmütter. Thymol in spirituöser Lösung bringt bei empfindlichen Leuten auf der Zunge ein unangenehmes schwach brennendes Gefühl hervor. Man lasse sich jedoch hierdurch nicht vom Gebrauche desselben abhalten. Die Zunge gewöhnt sich sehr leicht an den Geschmack, zumal das Ganze noch besonders parfümiert ist. In Mode ist in den letzten Jahren dann noch Eucalyptus gekommen, das vielfach sogar in Verbindung mit Thymol als rationeller Zusatz angesehen werden kann. Daß die Zahn- und Mundwässer alle rot gefärbt sind, sei nebenbei erwähnt. Einen besonderen Zweck hat diese Farbe nicht. Thymol in Weingeist gelöst, unter Zusatz einer entsprechenden Menge von Eucalyptus

lyptustinktur und einiger Tropfen Pfefferminzöl, gibt auch ohne rote Färbung ein wirksames und erfrischendes Mund-Desinfizans.

Wessen Geldbeutel den Kauf kostspieliger Mundwässer nicht gestattet, dem stehen auch solche billigerer Art zu Gebote. Bekannt ist das in Drogerhandlungen und Apotheken für wenig Geld erhältliche übermanganäure Kali. Zwei bis drei der stahlblau glänzenden Kriställchen werden in einem Glase Wasser gelöst, bis dieses eine hell-violette Färbung angenommen hat. Das Mundwasser ist fertig. Eine stärkere Lösung, die dunkler violett erscheint, färbt die Zähne gelblich. Eine ähnlich durchgreifende desinfizierende Wirkung besitzt das ebenfalls billige flüssige Wasserstoffsuperoxyd. Farb- und fast geruchlos, gibt es, in der Menge eines kleinen Teelöffels auf ein Glas Wasser, ein vorzügliches Mundkosmetikum und -Desinfizans. Es besitzt außerdem den Vorzug, den Schmelz der Zähne schön weiß zu erhalten bzw. unreinen Schmelz wieder weiß zu machen.

Eine mindestens so wichtige Rolle wie Mundwasser spielt das Zahnpulver. Dieser Artikel kann in jeder beliebigen Menge erhalten werden. Während es früher eine große Auswahl in Zahnpulvern gab, ist man jetzt zur Einfachheit zurückgekehrt. Gereinigte Schlemmkreide — präzipitierter kohlensaurer Kalk bildet den Hauptbestandteil wohl aller Zahnpulver mit Pfefferminzgeschmack als beliebteste Aroma. Zu vermeiden sind Zusätze, selbst die feinsten Pulver, die härter als der Zahnschmelz sind. Durch solche harten Stoffe, z. B. Wismutstein, wird der Schmelz geritzt, zerstört, keine halten den Einzug in das Innere des Zahns, der dadurch der Zerstörung geweiht ist. Während Mundwasser mehr eine chemische Wirkung ausübt, entfernt Zahnpulver auf mechanischem Wege Unreinlichkeiten und Speisereste. Die Zähne sollten daher nach jeder Mahlzeit, besonders aber am Abend gereinigt werden. Es sind neuerdings gewichtige Stimmen laut geworden, die die Wirksamkeit des Zahnpulvers über die eines Mundwassers stellen. Wenn am gängig, sollten eben beide angewandt werden. Zuerst Reinigung durch Pulver, dann Nachspülen mit Mundwasser.

Zahnseifen, -Pasten, -Cremes können gewissermaßen als eine Vereinerung von Zahnpulver und -Wasser gelten. Sie erfüllen ihren Zweck, sind im allgemeinen sparsam im Gebrauche und daher auch ziemlich preiswert.

Ein mindestens ebenso großes Gebiet wie das der Mundpflege umfaßt das der Mittel zur Reinigung, Pflege und Färbung der Haare. Auch in diesem Falle gilt das oben Gesagte, daß nämlich alle Haarmittel, selbst bei zweckmäßiger Komposition, einen viel höheren Preis bringen, als ihnen eigentlich zugestanden werden muß. Die Zusammensetzung vieler Haarwasser ist jedoch nicht immer sachgemäß. Sie besitzen nämlich meistens einen zu geringen Gehalt an Fettstoffen, wenn ihnen dieser nicht überhaupt vollständig fehlt. Sie sind oft mit gefärbten spirituösen Lösungen mehr oder weniger harmloser Stoffe. Ein Haarwasser müßte immer einen kleinen Gehalt an fettem Oel besitzen. Eine spirituöse Flüssigkeit entzieht nämlich dem Haare und der Kopfhaut ihren natürlichen Fettgehalt. Da sich dieser von selbst nicht wieder so schnell ergänzt, muß er eben künstlich ersetzt werden. Im anderen Falle kann auf der Kopfhaut ein gewisses spannendes Gefühl, als ob diese zu knapp geworden wäre, eintreten, und sich ein krankhafter Zustand an den Haarwurzeln entwickeln. Es ist in jedem Falle ärztlicher Rat einzuholen, sobald sich bedrohliche Erscheinungen zeigen, als: reichlicher Haarausfall unter Bildung kahler Stellen, übermäßige Schuppenbildung, juckendes oder spannendes Gefühl in der Kopfhaut oder dergl. (Schluß folgt)

Zwei Märchen.

Von Lisa Wenger.

Das Begräbnis.

Eine sehr angesehene Maus war tot und sollte begraben werden. Um das Lager des Verstorbenen war die Familie versammelt und wartete auf die Eingeladenen. Zwei Mäuse standen abseits, eine graue und eine weiße. Die weiße hatte einst die tote Maus geliebt, und die schwarze war einmal von dem Verstorbenen geliebt und verlassen worden.

„Er hat die Seinen genug genützt,“ sagte sie „ich habe jahrelang zugehört; seine Witwe wird ihn nicht groß nachweinen.“

„Sie war auch danach,“ sagte giftig die weiße, „ich habe sie in ihrer Jugend gekannt! Gefallsüchtig und faul und — Guten Abend, lieber Freund! Es freut mich, Sie zu sehen, wenn auch der Anlaß ein trauriger ist!“

„Ein sehr trauriger, liebe Cousine! Wir alle verlieren viel an ihm! Die ganze Gesellschaft trauert mit der Familie!“ Der Better der weißen Maus trat bei Seite und sprach mit einem Neulingetretenen.

„Sehen Sie dort die weiße Maus,“ sagte der, „sie hat den Verstorbenen geliebt und trauert um ihn als wäre sie seine Witwe.“

„Vielleicht mehr als die Witwe selbst,“ meinte bedeutungsvoll der Angeredete, „ich könnte Ihnen Dinge erzählen, an denen der Tote keine Freude gehabt hätte!“

„Was Sie nicht sagen!“

„Ein ander Mal, hier könnte man lauschen!“

Eine kräftige, braune Maus trat zu der Witwe. „Im Namen sämtlicher Mäuse unserer Gesellschaft spreche ich Ihnen mein tiefstes Beileid aus! Wir alle trauern mit Ihnen! Da ist keiner und keine, die nicht an ihrem Schmerz Anteil nähme und die nicht die Freigebigkeit und die Güte des Verstorbenen pries!“

„Der und freigebig,“ sagte verächtlich die graue Maus zur weißen, „ja, wenn es alle wüßten und ihn dafür lobten, da gab er, aber frag die Maus, seine Frau, die könnte Dir erzählen! Ein Weizhals war er, ein gemeiner!“

„Er wird auch nicht allein schuld sein,“ sagte aufgeregt die Maus, die ihn unglücklich liebte. „Da hätte ich seine Frau sein sollen! Ich hätte anders sparen und zu seiner Sache sehen wollen! Die Äpfel ließ sie im Keller verkaufen, und die Würmer fraßen den halben Weizen! Begreifst Du überhaupt, daß er sie nahm? Aus einer solchen Familie? Arm? Und nicht einmal hübsch!“

„Nicht hübsch! Sie war doch sehr hübsch!“

„Der Geschmack ist verschieden!“ sagte schnippisch die weiße Maus.

„Ja, leider,“ brummte die graue.

„Ich möchte eigentlich wissen, woher er die Mittel hatte, so zu leben, wie er lebte,“ sagte der Better zu seinen Nachbarn, „er war doch nicht eigentlich reich?“

„Oho! Reich war er schon! Ganze Haufen Weizen lagen da und Kerzen und Speck. Wie er dazu kam, ist freilich eine andere Sache!“

„So sol' Mal! Ja, ich habe auch schon etwas munkeln hören!“

Mehr und immer mehr Trauernde waren gekommen. Arme Mäuse waren nicht da. Aber viele Mäuse-Bereinsvorsteher. Sie alle lobten den Verstorbenen, seinen wohlthätigen Sinn, seine Freigebigkeit. Die junge, schöne Maus, die dort am Lager des Toten stand, hörte gar nicht mehr zu, was die Vielen redeten. Alle hatten dasselbe gesagt und allen hatte sie dasselbe geantwortet.

„Nun kann ich von unseren Vorräten nehmen, so viel ich will, es hat mir keiner mehr dazwischen zu reden!“ dachte sie. „Und geben kann ich wem ich will!“ Sie versank in Luftschlössern.

Auch die kräftige, braune Maus, die so schön an der Bahre gesprochen, machte solche.

„Vielleicht wäre es ganz klug, wenn ich die Witwe heiratete! Dann ist all der Weizen mein!“ Und die braune Maus drückte die Pfoten der verwitweten Maus, und sah ihr mit Mitleid und bedeutungsvoll in die Augen.

„Versüßen Sie ganz über mich!“

„Mit dem hätte ich ein anderes Leben führen können!“ dachte die Witwe und fragte sich, wann die braune Maus wohl kommen werde um sie zu trösten.

„Vielleicht schon gleich nach dem Begräbnis! Ich wollte es wäre schon vorbei!“

Die reiche Maus wurde begraben. Der Verstorbenen lag nun still da und konnte alles das nicht mehr tun, was er bei Lebzeiten so gerne getan hatte: seine Frau ärgern, seinen Fremden sagen, er könne ihnen — leider! — nicht helfen, vor seinem Weizenhaufen sitzen und sich freuen, daß er ihn zusammengekehrt, die armen Mäuse anfahren, wenn sie bettelten und den Reichen geben, wenn es nachher im Mäuse-Tageblatt stand — das alles konnte die tote Maus nicht mehr.

Der Mäusevereins-Vorsteher sprach aber sehr schön an seinem Grab. Die weiße Maus, die ihn in ihrer Jugend geliebt hatte, weinte und freute sich, daß die Witwe, die sie ihr Leben lang beneidet, ihn nun auch nicht mehr habel!

Die braune, kräftige Maus freute sich, daß der Verstorbenen solche Haufen Weizen hinterlassen, und daß er ihm nun durch seine Witwe Gelegenheit gebe, die Haufen zu genießen!

Die Witwe sogar war ihm dankbar dafür, daß er nun tot sei! Und zierlich führte sie ihr Schwänzlein an die Augen — sie waren ihr wahrhaftig seucht geworden!

*

So oder so!

Und ich sage Dir, Gelbes, wenn Du überhaupt willst, daß ein Enterich Dich heiratet, so lerne das Gehorchen!“ rief eine dicke weiße Peking-Ente, und wippte aufgeregt mit dem Schwänzlein.

„Warum, Frau Mutter?“

„Weil Dich, mit Deinem Trobkopf, sonst keiner nimmt!“

„Es braucht mich keiner zu nehmen, dem ich gehorchen muß!“ sagte das Gelbe. Es war eigentlich schon weiß geworden und hatte nur einen gelben Schnabel.

„Was für einen willst Du denn?“ fragte entsetzt die Alte.

„Einen, der mich tun läßt, was ich will,“ sagte sehr bestimmt das junge, weiße Entlein mit dem gelben Schnabel.

„Und was willst Du?“ forschte die Ente angstvoll.

„Meine Freiheit will ich behalten!“

Die Entenmutter schrie entsetzt auf.

„Ich will baden wo ich will, ich will freieren was ich will, ich will auf die Wiese gehen wann ich will, und ich will meine Zungen ziehen, wie ich will, da hat mir keiner etwas hineinzureden, denn es sind meine Zungen!“ Das Gelbschnäbelchen mußte Atem schöpfen. Die Alte steckte einen Augenblick den Kopf unter den Flügel, sie mußte sich sammeln.

Da mischte sich eine bunte Neuen-Ente ins Gespräch. „Entlein!“ sagte sie zum jungen, weißen Entlein, „sieh Dich vor! Es könnte schief gehen mit solchen Grundsätzen! Da sieh mein eigenes Junges! Dem habe ich meine Ansichten beigebracht, und mit diesen bin ich glücklich und gut durchs Leben gekommen. Kleines Buntes, wer wird Dein Herr sein?“

„Der Enterich,“ sagte die kleine Neuen-Ente.

„Was ist Deine Pflicht?“

„Gehorsam ist meine Pflicht!“

„Was wird Dein Glück sein?“

„Meine Jungen aufzuziehen, wird mein Glück sein!“

„Und Dein Stolz!“ mahnte die Alte.

„Und mein Stolz,“ fügte die Junge hastig hinzu.

„Lächerlich!“ schüttelte sich der Gelbschnabel.

Da kam ein Enterich gewaltsam. Groß, schneeweiß, krausen Kamm im Nacken und die Schwanzfedern gelockt, wie es sich für einen Enterich aus guter Familie schickt. Er verbogte sich vor dem weißen Entlein.

„Es ist Zeit, daß ich eine Familie gründe,“ sagte er, „wollen Sie meine Gefährtin werden?“ Dem Entlein gefiel die Art seiner Rede.

„Werde ich volle Freiheit haben, zu tun was ich will?“ frag das lede Ding.

„Das werden Sie,“ versprach der Enterich.

„So will ich mit Ihnen ziehen,“ sagte das Entlein, und sah mit seinen kugelrunden, schwarzen Augen zu seiner Mutter hinüber.

„Frau Mutter, nun können Sie etwas erleben!“ rief es. Aber die alte Peking-Ente antwortete nicht, sie schlürfte eben einen Regenwurm in sich hinein.

Der Enterich trat nun vor das junge Neuen-Entlein.

„Wollen auch Sie mit mir kommen?“ fragte er etwas von oben herunter.

„Es ist mir eine große Ehre,“ sagte bescheiden das Entlein und verneigte sich, „ich werde Ihnen eine gehorsame Gefährtin sein!“

„Freut mich!“ sagte der Enterich. Die beiden jungen Entlein verabschiedeten sich nun von ihren Müttern und zogen mit dem Enterich davon in seinen Hof.

Dort lebten sie verquillt zusammen. Das weiße Entlein nach neuen Grundsätzen, und das bunte nach alten. Der Enterich war ein guter Herr, und so kam es mit den Grundsätzen ganz auf eins heraus.

Sie fraßen alle drei aus einer Schüssel. Die weiße mit dem gelben Schnabel weil sie fressen wollte, und die bunte weil sie fressen durfte.

Sie zogen beide hinter dem Enterich her auf die grüne Wiese, die mit dem gelben Schnabel weil es ihr so paßte, und die andere weil sie nichts Besseres zu tun wußte.

Sie legten jeden Morgen ein Ei, die weiße weil sie wußte, daß ihr das von der Natur so bestimmt war, und die bunte weil das Ei ja von selber kam!

Und beide bekamen Junge, niedliche, gelbe Dinger. Und beide führten sie gut und gewissenhaft. Die weiße, weil sie die herzien Dinger liebte, ob sie wollte oder nicht, und die bunte weil sie sie auch liebte und es ihre Pflicht und ihr Stolz war.

Die mit dem Trobkopf führte und erzog ihre Jungen, wie sie es für gut fand, denn der Enterich redete ihr nie hinein, er hatte anderes zu tun. Und die andere führte sie allein, denn auch um ihre kleinen kümmerte sich der Enterich nicht.

Und als die beiden Enten drei Jahre alt geworden und die Eier nur mehr spärlich kamen, da stieg die Köchin hinunter zum Ententeich, packte die weiße und die bunte, drehte ihnen den Kragen um und lockte sie in einer braunen Tünche.

„Es waren gute Enten, alle beide,“ sagte betrübt der Enterich und nahm sich schweren Herzens zwei andere!

Nach Sibirien.

(Zu unserem Bilde.)

Ein graues Dämmerlicht im Raume weht.
Dampf ist die Luft. Ein leises Kettentklingen...
Ein Zerknirschchen... Klüsterworte schwirren,
Und Weinen ohne Tränen schluchzt und beb't.

So sitzen sie und brüten vor sich hin
Und knirschen mit den Zähnen wutverbissen. —
Die Faust gebunden und das Herz zerrissen!
Und doch voll Feuerglaubens jeder Sinn!

Durchs Gitterwerk des Zerknirschers schwellt
Ein fahler Schein. Nur Stunden noch, dann ziehen
Den Duld'erpfad, voll Leiden ungezählt,

Sie nach Sibirien in den Tod, den frühen. —
Wie jeden Nory die Blut des Hasses stählt! —
Wann kommst du, Freiheit?... Ihre Augen glühen...

*

Die Bank. Es war eine sehr alte Bank. Die lebte aus jener ziemlich weit zurückliegenden Zeit, da das einsame Fischerdorf anfing, sich schüttern den Titel „Seehad“ zu geben. Kleine Bank mit schön verzierten eisernen Türen, poliertem Eis und geschwungener Rückenlehne, sondern einfach vier in die Erde gerammte Pfähle, ein Brett als Sitz, ein als Lehne. An allem hatte die Zeit, der Wurm und das herübergepeitschte Meerwasser genagt; die Bank war ein wenig morsch und windstief geworden und allzu gewichtige Kleinschulose, die in den Ort kamen, um ihre Zeit in der See abzuspülen, dursteten sich schon aus Gründen persönlicher Sicherheit nicht hierher setzen. Die anderen hatten ihre ästhetischen Bedenken. Und dann lag sie auch abseits vom eigentlichen Betriebe: zwischen den Büschen, die wild auf den Dünen wucherten und im Laufe der Jahre eine richtige Laube um und über die Bank gebildet hatten. Es war im Grunde ein schöner Platz. Schön für Leute, die gern allein sind und auf das Klüftern und Klätschern der Wellen, auf den Wind in den Wännen und im Grafe und auf verlorenen Vogelstimmen hören. Schön für Leute, die Ursache haben oder zu haben glauben, sich nicht unter den anderen dort unten am Strande setzen zu lassen, weil sie nicht mitspielen, mitbaden, mitlachen können. Leute, die Holzpantoffeln und gestülpte Schifferstöcke tragen.

Deshalb sah Freiherr Milian dort. Er sah dort, weil er weiter nichts zu tun hatte und weil es doch eine Unterhaltung war, durch die Wünsche auf das Strandleben hinarbeiteten. Freiherr Milian hungerte und wartete auf den Tod. Auf den Tod, der nicht kommen wollte, weil Milian noch nicht genug hungrigte. Seitdem das Abendmahl ihm in allen Gliedern saß, bezog er eine kleine Invalidenrente. Und diese war schuld, daß Milian noch lebte oder doch noch nicht ganz gestorben war. Als ihn sein Meeder, dem er seit einem Jahrzehnt als Matrose gedient, abholte, stand er völlig ratlos in der Welt. Daß sie ihn gehen hießen, empörte ihn nicht. Die bedauernden Medensarten, die er auf dem Kontor zu hören kriegte und die darin pipfelten, daß er unmöglich verlangen könne, mit seiner Krankheit durchgeschleppt zu werden, quittierte er mit einem überzeugungsvollen: „Zei hevt recht. Und denn will id man gahn.“ Er ging, weil er nicht wußte, wohin er sonst hätte gehen sollen, zu einem Heuerbas. Der lachte ihn aus und machte ihm begreiflich, daß es mit seiner Seefahrtszeit zu Ende sei — hier wie dort. Milian begriff, ging in eine Matrosenkneipe und rettete gerade noch soviel Geld, um in sein Heimatdorf fahren zu können. Dort sah er nun — seit einem Jahr. Im Winter bei seinen Wirtskenten am Ofen, im Sommer auf der Dünenbank, so lange das Wetter ihm nicht gar zu scharf auf die Haut kam. Saß wie der steinerne Gast: aufgerichtet und mit offenen Augen, die aus dem braunen, mageren Gesicht mit dem weißen, knurrigen Schifferbart blickten, sah so am Morgen und saß dann allmählich zusammen, um gegen den Mittag hin ein mehrstündiges Schläpfchen zu machen; sah wieder am Nachmittage da und qualmte aus einem Nasenwärmer irgend ein Kraut, das nirgends Tabak genannt wurde. Neigte sich die Sonne zum Meer herab und schließlich die Dämmerung durch die Büsche, dann schlüpfte er auf seinen Holzpantoffeln nach Hause — in den Verjählag, den sie Wohnung nannten.

So ging es den ganzen Sommer hindurch. Die Bank da oben auf den Dünen war seine Bank, und niemand machte sie ihm ireitig. Zuweilen wanderte wohl jemand vorbei, blieb stehen und betrachtete dies harte, ausdruckslose und manchmal schlaffe Gesicht; mitunter setzte sich wohl auch ein freundlicher Badegast zu ihm, gab ihm eine Zigarette und wollte dafür Seegeschichten hören, aber keinem

gelaug es, ihm den Mund zu mehr als drei Worten zu öffnen. Kopfschüttelnd ging jeder. Und Freiherr Milian blieb allein auf seiner Bank...

Seit einigen Tagen ist die Bank leer. Ein erschrockener Passsich ist schuld daran. Das Mädchen ging in der Dämmerungsstunde mit einem zärtlichen Gymnastischen durch den Dünenwald. Hatten wohl ein Stück der Bank gesehen und wollten darauf zu. Waren aber so versunken, daß sie den alten Milian erst gewahrten, als sie dicht vor ihm standen. Er wollte grad' nach Haus, hatte sich aufgerichtet und wohl auch große Augen gemacht, weil er eben aus dem Schlaf emporgesahen. Das Mädchen schrie auf — die beiden nahmen Meßsagen in verschiedenen Richtungen. Am Strande verbreitete sich das Gerücht von einem Heberfall. Das Mädchen sog. Die Wadegäste sprachen von „unsicherer Gegend“. Der Geruch darn. Freiherr Milian wurde verhört. Er brachte nichts heraus; er begriff nichts; nur, daß sie ihn erschreckt hatten, wußte er. Der Gendarm drohte mit dem behandschubten Finger. Doch weil das Mädchen sich in Widersprüche verwickelte, ließ man's auf sich beruhen und die Sache war erledigt.

Nicht ganz. Freiherr Milian erhielt eine von Entzündung getränkte Weisung, sich auf keinen Fall mehr in der Nähe des Strandes blicken zu lassen. Eben, weil er die anständigen Leute erschreckt und den Ruf des Bades schädigt. Milian antwortete nur mit einem Blick. Einem fürchterlichen Blick, sagten die, die dabei waren. Und am anderen Tage ging er doch wieder zu seiner Bank. Das heißt: er fand sie nicht mehr. Man hatte sie fortgenommen. Eine Weile stand er ganz erschrocken da. Dann hat ihn die Wut gepackt und er ist schimpfend hinab zum Strande gegangen — mit seinen Holzpantoffeln und in seinem schätzbaren, gestickten Schifferrock. Witten durch die entfehlte Schar der feingekleideten und vordem so lustigen Gäste. Er suchte im Wehen mit geballten Fäusten herum und murmelte grobe, schimpfende Worte. Dann auf den Landungsstraß hinauf, vor dem die Dampf- und Segler auflegen, und dann ins Wasser. Freiherr Milian war fort. Aber er kam wieder — und ärgerte die anständigen Leute noch einmal: als er ein paar Tage später angeschwemmt wurde. Da wichen sie alle schon vor ihm zurück und bildeten Spalier.

Der November bringt die düstersten und trübsten Tage des Jahres. Noch ist es nicht ganz Winter geworden, doch ist ein klarer, harter Frost besser und bekömmlicher als das graue Nebelwetter und der kalte Schnee-Negen, die den vorletzten Monat des Jahres in unseren Breiten zu charakterisieren pflegen. Da gibt es mancherlei zu wünschen, denn in den Städten ist keiner so recht mit dem Novemberwetter einverstanden. Freilich soll ja der November für das Gedeihen der Vegetation im künftigen Jahre viel Gutes bringen. Da sagt der Volksmund z. B.: „Im November viel Raß, auf den Wiesen viel Gras“, „Im November Wässerung, in den Wiesen Veßerung“. Andererseits heißt es aber wieder: „Wenn der November regnet und frostet, daß der Saat das Leben kostet“. Des Widerspruchsvollen gibt es da noch eine ganze Menge, auf die einzugehen es sich doch kaum verlohnte. Trockene Witterung in unserem Monat birgt fast immer die Gefahr kommender Mißernte in sich. Ein Sprüchlein sagt da: „November trocken und klar, ist übel fürs nächste Jahr“. Schnee darf fallen, soviel er will, jedoch darf die Erde zuvor nicht von anhaltendem Regen aufgeweicht sein. „Novemberschnee tut den Saaten nicht weh“, „Je mehr Schnee im November fällt, um so fruchtbringender wird das Feld“, „Fällt Novemberschnee in den Not, gib't große Not“. Gewittererscheinungen pflegen ja in unserem Monat zu den Seltenheiten zu gehören. Kommen sie aber vor, dann deuten sie nichts Schlechtes. „Hat der November zum Donnern Mut, wird das nächste Jahr recht gut“, „Wenn im November Donner rollt, wird dem Getreide Lob gezollt“. Auch an den Bäumen kann man dem Volksglauben nach mancherlei über die Witterung des kommenden Jahres erkennen: „Steht im November noch das Buchenholz in Saft, so wird der Regen stärker als der Sonne Kraft, ist es aber star und fest, sich große Mälte erwarten läßt“, „Ist im November das Buchenholz in Saft, viel Nässe dann der Winter schaff", „Wenn im November noch sitzt an den Bäumen das Laub, so kommt ein harter Winter, das glaub", „Fällt im November das Laub sehr früh zu Erden, wird's ein guter Sommer werden“. Das Feld muß, wenigstens in den Vorkarbeiten, im November fertig bestellt sein: „Im November Mist fahren, soll das Feld vor Mäusen betwahren.“ Eine andere Bauernregel besagt ähnliches. Sie hat mit dem Flügel der Necker zu tun: „Wer im November die Felder nicht gestürzt, der wird im nächsten Jahr verfürzt.“ Auch auf den Viehbestand der Ställe und auf die Beschaffenheit der Herden gehen einzelne

Novemberwetterreime ein; einer derselben sei hier zitiert: „Novembermildlich (Novembermild) macht die Kälder billig.“ Es bleiben die Tiere des Waldes und Feldes gleichfalls nicht unbeachtet. Ihr Treiben wird genau kontrolliert und manche Schlüsse auf die Witterung werden aus demselben gezogen. Mit den Vögeln ist meist nichts mehr zu machen, denn sie sind fast alle nach dem Süden geflogen; desto mehr dafür mit den Vierfüßlern. „Läuft viel herum, ist Haselmaus, bleibt Schnee und Eis noch lange aus“, „Hat die Eidechse im November kein buschiges Laub, dann kommt der Winter nicht allzu schnell“.

Im allgemeinen muß man sich damit befassen, den November als Herbstmonat hinzunehmen, mag er sich auch noch so streng und winterlich gebärden: „November tritt oftmals her herein, braucht aber nichts dahinter zu sein“. So als Herbstmonat darf er sich keineswegs einspielen, das bedeutet nichts Gutes: „Mitten im November die Wärme aus neu, dann währt der Winter bis zum Mai.“ Alles zu seiner Zeit; nicht zu früh und nicht zu spät, — das hat auch für den November seine Geltung.

Die chemische Zusammensetzung der lebendigen Substanz. Wie man alle Stoffe auf der Erde analysiert, so hat man das auch bei der Substanz, aus der die Lebewesen bestehen, versucht. Es hat sich herausgestellt, daß die lebende Substanz ganz dieselben Elemente enthält, die sich auch in der leblosen Kruste der Erde, in der anorganischen Welt, finden. Allerdings sind es nur wenige Elemente, die die lebende Substanz zusammensetzen; nur zwölf treten in jeder auf, vor allem sind Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Schwefel. Während aber die Elemente der anorganischen Welt, wie die der anorganischen Welt, erscheinen sie in den Lebewesen in besonderen Verbindungen, die sich sonst nirgends finden. Von diesen Verbindungen sind es besonders die sogenannten Eiweißkörper, die die lebende Substanz charakterisieren und in keiner fehlen. Sie sind höchst komplizierte Verbindungen, deren Analyse wohl gelungen, deren Aufbau aus den bekannten Elementen den Forschern aber noch ungeklärt ist, weil man eben deren Anordnung nicht kennt, sowie die Kräfte und begleitenden Umstände, unter denen die Elemente eine Eiweißverbindung eingehen. So findet sich in der Zusammensetzung zwischen lebender und lebloser Substanz kein prinzipieller Unterschied. Ebensovienig sind es verschiedene innere Kräfte, die in beiden Substanzen tätig sind. Der einzige Unterschied ist, daß die Eiweißkörper gewisse hochkomplizierte chemische Verbindungen, vor allem die Eiweißkörper stetig beibehalten, die der anorganischen Welt fehlen.

So gewaltig aber diese Resultate jahrelanger chemischer Forschung auch sind, wir dürfen sie nicht überschätzen. Die lebende Substanz ist uns noch wie vor ein Rätsel, weil wir ihre Zusammensetzung nur im toten Zustande kennen. Die Analysen, die zur Kenntnis ihrer Bestandteile geführt haben, mußten sie zu allererst töten, ehe sie Resultate erhalten konnten. Es ist allerdings anzunehmen, daß die lebende Substanz im Leben wie im Tode vorwiegend aus Eiweißstoffen besteht, aber diese zeigen hier doch ein ganz anderes Verhalten als das totes Eiweiß kann man, wenn man von ihm Spektren fernhält, sehr lange aufbewahren, ohne es sich Zersetzungerscheinungen, also Verwesung zu zeigen, während Eiweißkörper im Leben im Zustande auch unter normalen Bedingungen fortwährend zerfallen, und zwar um so mehr, je stärkere Reize auf sie einwirken. Man muß also lebendiges und totes Eiweiß als zwei grundverschiedene Stoffe von einander unterscheiden.

Diese Erkenntnis hat denn auch dazu geführt, den Namen „lebendiges Eiweiß“ zu verwerfen und an Stelle dessen die Bezeichnung „Biogene“ zu setzen. Wie diese Biogene nun eigentlich beschaffen sind, davon weiß man äußerst wenig. Da sie bei dem Sterben des Organismus in totes Eiweiß übergehen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre Zusammensetzung diesem nahe kommt und daß sie vor allem keine anderen Elemente enthalten. Aber jedenfalls ist die Gruppierung ihrer Elemente eine andere als im toten Eiweiß und zwar vor allem eine lockere, denn nur dadurch erklärt sich die leichte Zerfallsbarkeit der Biogene. Diese lockere Konstitution ist es nun gerade, auf der der Schwerepunkt des ganzen Lebens beruht. Denn die lebende Substanz zeigt besondere Eigenschaften, die wir Lebenserscheinungen nennen, und die einem jeden als Ernährung, Bewegung, Fortpflanzung, Reizbarkeit usw. genügend bekannt sind. Nach dem Aufhören dieser Lebenserscheinungen bezeichnen wir die lebende Substanz als tot.

Abdruck des Inhalts verboten!